

Werner Nell

Stadt und Dorf - Gesellschaft und Gemeinschaft.

Eine Notiz für Detlev Baum zum 14. Februar 2020

Die alte Formel: „die Stadt vergesellschaftet, das Dorf vergemeinschaftet“ (H.-P. Bahrt) wird in der Nachfolge Tönnies' vielfach als modellhafte Gegenüberstellung verstanden. Im Guten wie im Schlechten wird sie dann auch auf Stadt und Dorf, zumal auf deren jeweilige Wertschätzung oder Abwertung, komplementär übertragen. Tatsächlich handelt es sich um zwei Seiten derselben Medaille, die erst unter den Moderne kritischen Perspektiven reaktionärer Kulturkritik als Gegensatz ausgebaut wurden und die in der Differenzmarkierung Stadt – Land zunächst ihre Bebilderung, ihren Imaginationsraum und dann auch ihre ideologische Überformung gefunden haben – attraktiv für Unterhaltung, Marketing und ideologische Besetzung bis heute. Natürlich sind das Lob des Landes und die Verachtung der Stadt bzw. auch des „Hofes“ älter und lassen sich bis in die Antike zurückverfolgen. Die Fragen, wo das gute Leben zu finden und wie es zu führen sei, begleitet offensichtlich die Zivilisationsgeschichte der Menschheit schon immer und lässt sich bzw. ließ sich auch schon immer zur Differenzmarkierung und zur Thematisierung sozialer Konflikte nutzen.

Historisch und begriffsgeschichtlich verweist „Gemeinschaft“ (Kommunalität) ebenso wie „Gesellschaft“ auf die mit den Gestaltungsaufgaben des Zusammenlebens von Menschen in jedweden Formen verbundenen Organisationsaufgaben, Erfahrungen und Erwartungen, die sie – so sind die Menschen – jeweils auf kognitiver und emotionaler Ebene, nicht zuletzt aber auch im praktischen Handeln beschäftigen. Dies gilt für Städte und Dörfer gleichermaßen. In unterschiedlicher Fokussierung auf Gruppengrößen, Verbindlichkeitsgrade und psychosoziale (Selbst-)Wahrnehmungen bezeichnen beide Begriffe eine Rahmung für die Sozialität von Menschen im Ganzen, wobei freilich die Umstände, aufeinander verwiesen zu sein, einander im sozialen Handeln begegnen zu müssen/zu können und auch gegeneinander aufgestellt zu sein, in unterschiedlichen Situationen wahrgenommen werden und auszuhandeln sind. Hier spielen dann Siedlungsformen und Gruppengrößen, Produktionsverhältnisse und Macht(-Un-)Ordnungen, wie sie in Städten und Dörfern gleichermaßen und doch auch in Unterschieden vorkommen, nicht nur auch eine Rolle, sondern zeigen sich in historischen, territorialen und situativen Varianten.

„Kommunalität nimmt dabei einen Faden wieder auf, der in die römische Gemeindeordnung zurückverweist, deren Weiterwirkung auch noch für die meisten Dörfer und Städte des Mittelalters – zumindest für Westeuropa bis zur Elbe – nachzuweisen ist. Peter Blickle hat in bürgergesellschaftlicher Hinsicht, Silvia Federici in feministischer und antikolonialer Perspektive auf die Anschlussfähigkeit dieser älteren, in ländlichen Lebens- und Arbeitszusammenhängen ausgebildeten Kommunalität („Gemeinheit“) für neuere bürgerliche und weitergehende emanzipatorische Strömungen und politische Organisationsformen hingewiesen. Vom „common ground“, der bislang noch den Zusammenhalt westlicher Demokratien gewährleisten soll bis zur Sorge um Gemeingüter („commons“), die für alle Menschen die Lebensgrundlage zu gewährleisten haben, reicht hier die Bandbreite der Anstöße, die sich aus den Erfahrungen und Formen dieser älteren Gemeinde-Bildungen gewinnen lassen. In diesem Sinne rückt „Gemeinschaft“ ebenso wie die um 1800 erst aufkommende Vorstellung von „Gesellschaft“ „als Totalität“ (R. König) und als

Kollektivsingular zunächst einmal Aspekte des sozialen Handelns, die Organisation von Interessen sowie jene Prozesse und Aufgaben der Institutionalisierung in den Blick, die immer dann anfallen, wenn Menschen auf bestimmte Dauer und „gelingend“ miteinander leben wollen/müssen. Dies gilt auch dann, wenn – wie im Anschluss an romantische und später dann kulturkritische Vorstellungen – mit „Gemeinschaft“ eher Nahbereiche und vermeintlich herkömmlichere, „festere“ Gesellungsformen verbunden werden, während sich Gesellschaft lediglich als ein vergleichsweise abstrakter und fluider Rahmen für das Zusammenleben von Menschen (in größeren Gruppen und in unterschiedlich weiten Distanzen) modellieren lässt. Es lag/liegt nahe, diese Unterschiede jeweils mit „Stadt“ und „Dorf“ zu bebildern. Freilich handelt es sich dabei um einen Irrweg, da sich – das liest sich auch schon bei Tönnies – gesellschaftliche Ansprüche und Verkehrsformen natürlich auch auf dem Dorf wiederfinden lassen, während stärker mit „Gemeinschaft“ verbundene Vorstellungen: Gruppennähe, Bekanntschaft, kommunikative Netze, auch Kooperationserwartungen, bspw. hinsichtlich nachbarschaftlicher Kooperation und Netzwerkbildung, sicherlich auch in der „Stadt“ eine Rolle spielen. Was bei Tönnies noch vor allem der Bebilderung und nicht zuletzt der Belegführung eines eigenständig „soziologischen“ Zugangs dienen sollte, konnte sich im Anschluss daran und in der Abwehr der Zumutungen der Moderne zumal in Deutschland nach 1900 vor allem auch als ideologische Besetzung verfestigen und bis heute populär werden.

Der Wortgeschichte nach ist „Gesellschaft“ mit „saal“ („Gesaalschaft“) verwandt und weist allein dadurch auch schon auf die ansonsten mit „Gemeinschaft“ angesprochenen Erfahrungen, Erwartungen und Gestaltungsmöglichkeiten eines „Nahbereichs“ hin. Ausgehend von einem derart in seinen Grenzen bekannten und überschaubaren Ort, dem sicherlich Realität und Ideologie der deutschen Kleinstädte des 19. Jahrhunderts Beispiele zuhauf bieten konnten, werden mit der Wendung zur „Gesellschaft“ dann aber auch Handlungsfelder und Bezugsgrößen unüberschaubarer und abstrakterer Art in den Blick gerückt. Damit einher gehen Erfahrungen der Zwiespältigkeit (Ralf Dahrendorf: „die ärgerliche Tatsache der Gesellschaft“). Das Schimmernde/Imaginäre und ggf. auch Einschüchternde oder Unbehagliche des mit großen Gruppen verbunden Seins, ohne sie diesseits bspw. nationaler Symbolik erfahren zu können, tritt als Unruhefaktor hervor und stärkt den Bedarf an kleinräumigen Bildern, beschaulicher Vertrautheit und „einfachen“ Lebensverhältnissen, wie sie das „deutsche“ Schulbuch von der Reichsgründung 1871 noch bis in die 1960er Jahre hinweg zu schildern vermochte. Das Unbehagen an der Moderne verbindet sich in dieser Linie mit bislang ebenso unbekanntem Erscheinungen wie der „großen Stadt“, der „Menge“, der Masse und Medien sowie anderen Folgen bzw. Erscheinungen jener „Great Transformation“, die Karl Polanyi (1944) als Übergang von agrarischer Produktion zu modernen Marktgesellschaften beschrieben hat. Es geht sowohl in den Bildern als auch in einer wertenden Gegenüberstellung von „Gesellschaft“ und „Gemeinschaft“ um die Zumutungen einer Industriemoderne, deren alltagsweltliche Erscheinung Charles Baudelaires (1864) mit den Attributen „transitorisch, flüchtig und zufällig“ auf den Punkt gebracht hat. Zum einen werden darin Ansprüche und Möglichkeiten eines weiterreichenden Organisations-, Verstehens- und auch Gestaltungsbedarfs erkennbar, die zum anderen dazu führen, die mit der Moderne bereits angesprochenen Ambivalenz-Erfahrungen auf weitere Bezugsobjekte: Städte und Dörfer, Individuum und Gemeinschaft zu übertragen. Peter Wagner hat diese Ambivalenz in seinem Entwurf einer „Soziologie der Moderne“ (1995) an die beiden Pole von „Freiheit und Disziplin“ gekoppelt.

Natürlich findet sich das Gesellschaftliche auch in dörflichen Bereichen. Ja, wie dies zuletzt die Soziologinnen Eva Barlösius und Michèle Spohr (2017) beschrieben haben, lässt sich der Lebens- und Handlungszusammenhang „Dorf“ auch nur als „Gesellschaft“ beschreiben, während die mit der Stadt verbundenen „Lebenswelten“ selbstverständlich auch Aspekte der mit immer mal wieder mit „Gemeinschaft“ angesprochenen „näheren“ Beziehungen umfassen, ja bei Nachbarschaften und anderen Netzwerken auch auf diese rekurren. Zu den noch immer lesenswerten Standardwerken früher Stadt-, meiner Meinung nach „Stadt-Land-Soziologie“, gehören die Studien zu den polnischen Bauern in New York (Park und Zaniecki 1922) ebenso wie Herbert J. Gans „Urban Villagers“ (1962), süditalienische Bauern, die sich in ebenfalls in New York „dörflich“ einrichten; an Ziegenhaltung und Taubenzucht im Ruhrgebiet muss in dieser Hinsicht gar nicht erst erinnert werden. Für den bäuerlichen Anteil heutiger Großstadtbewohner sei auf die eindrucksvollen Interviews verwiesen, die Werner Schiffauer mit den „Bauern von Subay“, türkischen Arbeitern aus Anatolien in Deutschland und Österreich geführt hat (1979/1985).

Dagegen lassen sich die bei Tönnies beschriebenen Gemeinschaftserfahrungen wohl nur im Imaginären des Märchens, in den Bildern der Idylle oder in den mythologischen Dimensionen des Ideologischen verorten: Dort, wo Menschen (als einzelne, als Individuen) leben und mit einander auskommen müssen – das gilt, wie Kant es formuliert hat, auch für die Teufel in der Hölle – sind unterschiedliche Wahrnehmungen, Bedürfnisse und auch Interessen unvermeidlich. Sie verlangen in Stadt und Land (und auch schon immer) Aushandlungsformen, -kompetenzen und -prozesse, die sich seit 1800 mit dem „Gesellschaftlichen“ verbinden und – angesichts der Vielzahl und Unterschiedlichkeit, aber auch der seit 1789 angenommenen prinzipiellen Gleichgestelltheit der Akteure – ohne institutionelle Formung und deren Ausdifferenzierung nicht zu haben sind. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, dass es sich bei „Gesellschaft“ und „Gemeinschaft“ ebenso wie bei den Ausformungen von „Stadt“ und „Dorf“ als Siedlungsgestalten und Lebensorte um Beobachtungen, um Setzungen und Konstruktionen, im Sinne von Alfred Schütz um „Limesbegriffe“ handelt, die darauf zielen (und dazu genutzt werden können), das sozialräumliche Zusammenleben von Einzelnen mit anderen in seinen unterschiedlichen Dimensionen und Erscheinungsformen zwischen individuellen und kollektiven Erwartungen, Erfahrungen und Bedingungen gestaltbar (und verhandelbar) zu machen. Das Gemeinsame der Raumproduktion (H. Lefebvre) wird dabei in beiden Bereichen ebenso erkenn- und verhandelbar wie die jeweiligen Unterschiede sozialer Stellungen, ökonomischer Verhältnisse und politischer Beteiligungschancen.

Sofern es sich nicht, wie bei Tönnies um die Erprobung von anthropologischen oder geistesgeschichtlich hergeleiteten Grundbegriffen handelt oder – wie in späteren reaktionären Kulturkritiken – die Unzufriedenheit den Ton angibt, dass unter den Bedingungen der Moderne „inzwischen“ auch die „vielen“ und die „kleinen Leute“ den Anspruch stellen, gleichermaßen als Menschen und Bürger ein „eigenes Leben“ führen zu wollen, stehen sich weder „Stadt“ und „Dorf“ noch „Gesellschaft“ und „Gemeinschaft“ als kategorial geschiedene Lebenswelten oder Handlungsräume gegenüber. Vielmehr gehören sie als historisch und sozial gestaltete Sinngebilde zu jenen von Siegfried Kracauer in den Blick gerückten „letzten Dingen vor den letzten“, historisch gewordenen Sinngebilden, von Menschen gemacht, infolge dessen ihnen auch partiell zuzurechnen, partiell jeweils gestaltbar und insoweit auch verantwortbar. Die hier unter „Stadt/Dorf“ bzw. „Gesellschaft und Gemeinschaft“ angesprochenen Erwartungen, Praxen und Befunde, auch die

historischen oder imaginativ erzeugten Bilder, gehören damit in jene uns allen vertraute Lebenswelt, in der die Dinge und Verhaltensmöglichkeiten sich nicht einfach isolieren, sortieren und gegeneinanderstellen lassen, sondern sich vielfach überlagern, quer zu einander stehen, in Grenzen gefasst und darüber hinausgehend, erscheinen und insoweit ebenso Ansprüche auf Erkennen und Verstehen wie auf Gestaltung, Unterscheidung, nicht zuletzt Vergleich, Verknüpfung, Relativierung und ggf. auch Veränderung stellen. Als heuristische Instrumente lassen sich „Stadt“ und „Land“ bzw. „Dorf“ sicherlich so bestimmen, dass sich damit Erkenntnisse verbinden und auch Lebensverhältnisse beschreiben lassen, Selbstverortungen und Selbstbestimmung ermöglicht werden. Dies gilt auch für die mit „Gesellschaft“ und „Gemeinschaft“ angesprochenen Möglichkeiten, Distanzen und Verbindlichkeiten, Orientierungsgrößen und Selbstbeschreibungen in kognitiven und emotionalen Dimensionen anzusprechen und – nicht zuletzt – auch die damit verbundenen Imaginationsbedarfe und –möglichkeiten in den Blick zu bringen. Festzuhalten ist aber im Sinne Kracauers auch, dass es eher darum geht, deren Verwobenheit (auch mit je individuellen und/oder gruppenspezifischen Lebenswelten), ebenso aber auch ihre partikulare Unbezüglichkeit zueinander und hinsichtlich erwarteter Beobachtungs-, Verstehens- und Veränderungsansätze ebenso als Teile einer Welt des Sozialen anzuerkennen, auf die wir uns, wenn wir sozial- und kulturwissenschaftliche Fragestellungen bearbeiten wollen, beziehen können bzw. einstellen müssen.

Eine persönliche Anmerkung: Wir haben mit unserem VW geförderten Forschungsprojekt zum „Experimentierfeld Dorf“ an der MLU Halle-Wittenberg in den letzten Jahren viel Aufmerksamkeit, auch Anerkennung erfahren. Wenn ich gefragt werde, wie ich denn als Literaturwissenschaftler dazu gekommen bin, mich für „das Dorf“ zu interessieren, verweise ich gerne darauf, dass ich in den Jahren nach 2000 zusammen mit Detlev Baum die Gelegenheit hatte, ein ehemaliges Dorf, den jetzigen Mainzer Stadtteil Marienborn, im Rahmen dessen damaliger Bewerbung für das Förderprogramm „Soziale Stadt“ näher kennenzulernen und seitens des ism zu begleiten. Damals bin ich auf die Spur geraten, „Dörflichkeit“ - auch in der Stadt – unter den Bedingungen der Moderne als Handlungsort und Imaginationsraum zu verstehen und zu erkennen, wie interessant, aber auch aussagekräftig „Dorf-Vorstellungen“ und die dort bzw. damit verbundenen Aushandlungsprozesse unter aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen immer noch sind. Für diesen Anstoß und für die anschließende stetige und zuverlässige Begleitung unseres Projekts damals und vieler weiterer im ism und in Halle bin ich Dir, Detlev, sehr dankbar.

Werner Nell
Ism Mainz
Queen's University
25. Januar 2020